

Ulrike Ulrich
Hinter den Augen. Roman.
Luftschacht Verlag 2013

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Ich kenne den Ablauf. Ich kenne das alles, wenigstens diesmal keine Kontrastflüssigkeit schlucken. Sie müsste ja gleich zu Kopf steigen. Wie Alkohol. Wenn Alkohol Tumorzellen für Gehirnzellen halten könnte. Und ich das für eine Routineuntersuchung. Haben sie ja gesagt. Draußen. Routineuntersuchung. Wieso darf ich nicht mit den Füßen wackeln, wenn sie meinen Kopf in Scheiben zerlegen? Wieso mussten sie mich überhaupt so weit hinein? Wollen sie sehen, ob ich ein Herz habe? Bloß weil mir alles verschwimmt. Bloß wegen der Augen. Verregnete Fenster. Und findet nicht alles Leben in Röhren statt? Der Lärm, den dieses Gerät macht. Zwischen Baustelle und Maschinengewehr. Aber auch irgendwie unterirdisch. Das muss ich verdrängt haben. Mein Bauch jetzt. Kann das Ergebnis verfälscht werden, weil mein Bauch rumort? Und wenn es wirklich ein Tumor ist. Was bleibt denn noch? Was bleibt denn noch, wenn es nicht die Augen. Wenn die Augen gesund. Dann muss ja das Hirn. Aus wie vielen Scheiben besteht es denn? Die Bilder. Werden sie bunt sein? Und der Tumor dann rot. Er müsse mich überweisen. Er müsse mich überweisen, hat der Augenarzt gesagt. Als ob es ihm leid täte. Als ob er bedaure, dass er selbst nichts gefunden hat. Dass er aufgeben musste. Mich ziehen lassen, mit guten Augen. Ich kann mir das nicht mal vorstellen. Dass die Bilder erst im Hirn verschwimmen. Dass sie da scharf hineinwandern und erst der Tumor die Grenzen verwischt. Aber da wäre nichts bunt. Nichts rot. Er wäre ein weißer Fleck. Ein weißer Fleck mit schlechten Werten. Immerhin ist niemand hier. Das würde ich nicht wollen, dass jemand mit mir in diesem Raum wäre. Schlimm genug, dass sie von außen in meinen Kopf schauen. Dass sie da draußen an einem Bildschirm sitzen und kontrollieren, ob ich mich auch nicht bewege und was mit den Bildern anzufangen ist. Vielleicht ruft gerade jemand: Tumor. Schau, da, hinter den Augen, ein Tumor, schon so groß, kein Wunder, dass sie nichts sehen kann. Ich bin froh, dass Barto nicht da ist. Was hätte er tun sollen? Er hätte mir nur immer gesagt, dass es keinen Grund gibt, sich Sorgen zu machen. Dass ich auch auf den ersten Augenarzt hätte hören können. Und dass es mehr als unwahrscheinlich ist. Und ich hätte nicht gewusst, ob er es zu mir oder zu sich sagt. Ob er wirklich so sicher. Über den Dingen. Ob meine Schwäche ihn stark sein lässt. Meine Angst. Wo ich doch überhaupt nur allein an meine Stärke herankomme. So allein wie jetzt. In einer Röhre. Unerreichbar. Außer für diesen Assistenzarzt. Eben noch die Stimme des Arztes über die Kopfhörer. Dass es losgehe. Wiederholt, dass es eine Stunde dauere. Eine knappe. Dass ich auch schlafen dürfe. Bloß nicht bewegen. Bloß bewegen darf ich mich nicht, in der Spule. In der Kopf-Spule. Den Kopf nicht wenden. Wie sollte ich auch. Und vorhin dieses Gefühl, als würde ich in ein Kühlfach geschoben. Den Zettel am Zeh. Dabei wird es jetzt warm im Resonanzkörper. Jetzt erstmal nach dem Magnetfeld ausrichten. Und im Widerhall erklingen. Wie im Lied. Aber keine Berge. Kein Jauchzen. Bloß dieser Magnetresonanzbeat. Wie viele Scheiben denn pro Minute? War das schon eine?

Eine Drittmeinung. Vielleicht hätte ich eine Drittmeinung einholen sollen. Die einer Ärztin. Wieso nicht zu einer Augenärztin gegangen? Schon früher: der Kinderarzt, der Halsnasenohrenarzt, der Kinderpsychologe, der Zahnarzt. Immerhin die Kieferorthopädin. Aber dann auch wieder der Gynäkologe. War das damals auch ein Arzt, der mir den Gips aufgeschnitten hat, den zu eng gegossenen Gips, mit der kleinen Kreissäge aufgeschnitten und gesagt, ich solle mich nicht so anstellen? Da könne ja gar nichts. Und noch heute die Innenarmnarbe. Gleich neben der Venenverweilkanüle. Die pulsnähe, gipslange Narbe. Ein Arzthanwärter vielleicht. Damals. Und es hat ja auch nicht geblutet, unter dem Gips hervor. Er konnte ja dem Kind sagen, es solle nicht weinen, nicht schreien. Nicht das Gesicht verziehen. Es könne ja gar nichts. Und da gibt es doch dieses Rätsel. Auf Englisch. Father and son in an accident. Father dies. Und dann der Sohn ins Krankenhaus. Und da. Says the surgeon: I can't operate. This is my son. Wie kann das sein? Und dann denken alle ewig nach. Oder sagen: War nicht der richtige Vater. Der Stiefvater ist gestorben. Und niemand sagt: ist die Mutter. Und ich habe auch einen Hausarzt. Und nur zwei männliche Meinungen zu den Augen. Zweimal: negativ. Die Augen sind völlig in Ordnung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieso sich Ihre Sehkraft verschlechtert. Und beide Male die Frage, ob ich mir sicher sei. Ob ich wirklich schlechter sehe. Als ob ich mir das einbilden würde. Als ob ich nicht wüsste, was scharfe Konturen sind. Wie das früher aussah. Vor kurzem noch. Als ob ich das nicht mehr wüsste. Und diese Kopfschmerzen, die könnten ja auch. Nicht dass er unsympathisch wäre. Dieser Arzt, draußen. Assistenzarzt. Anwärter. Anlagenbeobachter. Er hat sogar eine angenehme Stimme. Bartos Stimme ist schöner. Wenn Barto seinen Namen sagt, bloß seinen Namen, dann kommt es auf meiner Seite der Leitung zum Leuchten. Bartolomeo. Bartolomeo Gamper. Hier leuchtet nichts. Diese Röhreninnenwand. Diese glatte weiße Röhreninnenfläche. Die hat keine Leuchtstoffröhren. Kein Sonnenbankblaulicht, das einen unter die Haut sehen lässt. Selbst wenn hier ein Spiegel im Inneren der Röhre angebracht wäre, würde ich von meiner Durchleuchtung nichts erkennen. Über meinem Bett die Sonnenbank. Da war ich wahrscheinlich dreizehn. Nachts unter der Sonnenbank geschlafen. Im Off-Betrieb. Tagsüber konnte man sie herunterlassen, einschalten. Immer nur einseitig beleuchtet. Wendung nach fünfzehn Minuten. Und das wäre es ja gewesen. Als Dreizehnjährige unter einer Sonnenbank begraben zu werden. Da hätte ich mir gar keinen eigenen Tod mehr verdienen brauchen. Barto hat mich begleiten wollen. Wenigstens bis zum Haupteingang. Ich hab ihm versprochen, mich gleich danach. Vielleicht schläft er jetzt wieder. Vielleicht kann er nicht schlafen und wartet auf meine Nachricht. Ich hätte es gar nicht erzählen sollen. Es ist doch meine Angst. Ob ich nicht Akupunktur versuchen wolle. Hat er gefragt. Das könne doch helfen. Er versteht nicht, was passiert. Ich verändere mich. Es ist ja nicht nur die Sichtweise. Sie werden feststellen, dass mein Herz in den Kopf gewandert ist und auf die Sehnerven drückt. Natürlich ist da kein Platz für ein Herz. In meinem Kopf. Es stört nur beim Denken. Es

drückt auf den Sehnerv. Was ist das für ein Hasenherz, das hinter den Augen. Und dann:
Ich hatte Tom einfach vergessen. Tom, der als einziger nicht mehr lebt.

Das würde mir passen. Eine richtige Krankheit zu haben. Eine, die mit Gedächtnisverlust einhergeht. Wie sonst wäre zu verstehen, dass ich kaum je an ihn gedacht habe? Kurz nur. Beim Anblick eines Rauchers, dessen Finger vom Drehen gelb waren. Bei einem Lied von Jimi Hendrix im Radio. Aber wann zuletzt? Bevor dieses Mail kam. Wann habe ich zuletzt an ihn gedacht? Auf den Kopf hab ich mich doch immer verlassen können. Denken, dachte ich, das geht immer. Aber was, wenn es nicht mehr? In der letzten Zeit sogar an Selbstmord. Wieso eigentlich Hasenherz? Was ist so falsch daran, Haken zu schlagen und davonzulaufen? Und wieso kann ich das Wort Haken nicht denken, ohne ein Kreuz zu sehen? Nicht einmal beim Davonlaufen. Davonlaufen, bevor das Sehen aufhört. Bevor das Denken aufhört. Was, wenn ich Hilfe brauchte? Ich bin so vorausseilend. Und glaubst du etwa, wenn du die Kreuze heranziehst, könntest du dich dahinter. Könntest dich hinter diese Kreuze zurückziehen. Als wäre da keine selbstgemachte Schuld. Und das hier ja auch wie ein Beichtstuhl. So abgeschlossen. Von außen so uneinsichtig. Ein Beichtbett. Bloß gibt mir der Arzt nicht den Priester. Den musst du dir selbst machen, den Ablassbeauftragten. Ich möchte bei Barto sein. Vielleicht schläft er wieder. Ich liebe ihn. Sagt die Frau, die das Herz im Kopf trägt. Er hat ja keine Ahnung, mit wem er. Ich traue nur meinen schlechten Gefühlen. Die guten halte ich für Chemie. Sein Ring liegt jetzt draußen in einer Schale. Wie bei Unfallopfern. Oder Straftätern. Stillhalten soll ich. Unbedingt stillhalten. Als wäre das. Ich hab nicht auf alle meine Bewegungen Einfluss. Manchmal durchzuckt es mich. Schüttelt mich. Wenn ich weine. Dass man hier drin nicht weinen darf. Es gibt doch sicher viele, die hier drinnen weinen müssen, die größere Angst haben als ich. Größere Not. Es gibt doch immer größere Angst und Not. Wird man dann festgeschnallt? Wenn man noch weniger Einfluss hat. Die Augen tun weh. Tun auch weh, wenn ich weine. Keine Erleichterung. Es ist nicht so, als ob die Tränen die Schmerzen wegspülen könnten. Und dass es ein Tumor sein könnte. Nachdem ich Barto angeschrien hatte. Da hab ich es selbst gedacht. Noch bevor ich beim zweiten Arzt war. Nachdem ich ihn angeschrien hatte vor Wut. Gedacht, dass ich so eine Wut gar nicht habe, dass es die gar nicht gibt in mir, es sei denn, sie sei gewachsen. In einer Frau Ende dreißig. Was kann da noch wachsen? Wenn es kein Kind ist. Und das weiß ich sicher, dass es kein Kind ist. Das Einzige, was dann noch wachsen kann, ist ein Tumor. Und aus so einem Tumor kommt dann die Wut. Kommt zum Ausbruch. Eine Latenzwut wahrscheinlich. Gibt es denn auch latente Tumore. Barto hatte nur Pech, dass er gerade. Oder auch nicht. Vielleicht gar kein Zufall. Denn das ist gelernt, dass die Wut sich gegen den Mann richtet. Weil vom Männlichen immer die Gewalt. Weil das Männliche immer am längeren Hebel. Aber nie eine Handhabe. Nur immer das Opfergefühl. Sich da eingerichtet. In diesem Gefühl. Da ist diese Röhre, auch ohne festgeschnallt zu sein, geradezu. Und keine Frauen sehen, wenn ich bei Haken an Kreuze denke. Immer nur Stiefel und Männer und Männlichkeit. Sie einfach nicht sehen. Obwohl

ich es besser weiß. Und nie sagen würde: bessere Menschen. Aber von häuslicher Gewalt lesen. Frauen an Männern. Und es nicht sehen. Einfach nicht sehen.